

**Karl May an Saar und Mosel**  
**Reflektionen über den Roman „Die Liebe des Ulanen“**

Vortrag anlässlich des  
10jährigen Bestehens  
des Karl-May-Stammtischs Saar

30.03.2009

Alfred Schön

Bei dem nachfolgenden Text handelt es sich zum einen um die Rede Alfred Schöns und zum anderen um die vorgetragenen Textauszüge aus Karl Mays „Die Liebe des Ulanen“.

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Freunde von Karl May,

[...]

Journalisten sind ja nicht selten schnell dabei, vernichtende Urteile zu fällen und Vorurteile zu übernehmen. Wenn dazu noch die Literaturkritik ihr Fach ist, wenn sie auf erlesenen Kulturseiten, im abgehobenen Feuilleton, über so genannte Volksschriftsteller schreiben, fliegen meist die Fetzen. Wenn ein Karl May im Gefolge solcher Betrachtungen über leichte oder vielleicht auch seichte Unterhaltung als „genialer Spinner“ oder „Lügenbold“ bezeichnet wird, sind solche Einordnungen allerdings eher als heimliche Lobeshymnen und etwas neidvolle Komplimente zu lesen. Sie reizen zumindest dazu an, einen Beitrag nicht beiseite zu legen, sondern zu Ende zu lesen. So braucht auch der Karl-May-Stammtisch im Saarland überhaupt nicht verwundert und verärgert zu sein, wenn er in der Saarbrücker Zeitung zur Würdigung seines zehnjährigen Bestehens eine Überschrift entdeckt, in der sein Kult-Autor als „genialer Spinner“ und „Lügenbold“ beschrieben wird. Auf diese Plattitüde in der Schlagzeile hat Hilde Dierkes aus Saarbrücken in einem ebenfalls abgedruckten

Leserbrief reagiert. Sie schrieb wörtlich: „Ob gelogen oder genial – bei Karl May ist das zweitrangig. Was zählt, ist die Faszination, die sich des Lesers bemächtigt. Das Gute wird belohnt, das Schlechte bestraft. Gut ist, wer tapfer ist und treu und Schmerzen aushält, ohne zu jammern. Als elfjähriges Kind nahm ich mir das zum Vorbild. Beim Sport hatte ich mir den rechten Arm verrenkt und wurde zum Schularzt geschickt. Er packte den Arm und beförderte ihn ohne Schmerzmittel in die richtige Lage. Ich gab keinen Mucks von mir. Der Arzt sagte: ‚Du bist aber ein tapferes Mädchen.‘ Meine Erklärung: ‚Ich lese ja auch Karl May.‘

Wenn ich diesen Einstieg für meinen Vortrag wähle, dann tue ich das bewusst. Ich möchte nämlich zu den Betrachtungen kluger Köpfe über einen „genialen Spinner“ und „Lügenbold“ keine neue Untersuchung in dieser Richtung hinzufügen, sondern mich als Freund von Karl May „outen“, wie es so schön auf Neudeutsch heißt. Und aus meiner eigenen Biografie berichten, in der es mehrere Phasen der Annäherung an diesen Schriftsteller gibt, der mich bis heute begleitet hat. Dabei spielen die Erzählungen „Die Liebe des Ulanen“ aus der Ära der Napoleons eine besondere Rolle. Unter diesem Titel sind sie mir freilich bei meinem ersten Leser-Kontakt mit Karl May nicht begegnet, sondern als „Das Geheimnis des Marabut“, Band 57 der „Gesammelten Werke“. Dieser „Grüne Band“ gehörte zu etwa 20 Titeln des Volksschriftstellers in alter deutscher Schrift, die meine Mutter eines Tages ihrem damals neunjährigen Sohn Alfred aus dem Nachlass ihres Vaters vermachte. Die Bücher waren im Zweiten Weltkrieg noch im Keller unseres Hauses in Ens Dorf vergraben, wurden mit deutlichen Spuren von Nässe an die Oberfläche geholt. Und der kleine Alfred konnte jetzt seine erste Annäherung an Winnetou, Old Shatterhand, Kara Ben Nemsi und Lord David Lindsay vollziehen, abends bewaffnet mit einer Taschenlampe oder mit dem hellen Mond als heimlichem Helfer, denn das Licht im Zimmer durfte ich mit Rücksicht auf meinen schlafenden jüngeren Bruder ja nicht anmachen. „Das Geheimnis des Marabut“ legte ich damals jedenfalls

gleich beiseite, weil mir allein schon der Name des Helden, von Greifenklau, und sein Umfeld überhaupt nicht gefielen. Da reizten der Wilde Westen oder der Orient den Buben doch ungleich mehr.

Erst Jahre später, als ich das erste selbst verdiente Geld aus Nachhilfestunden in Latein auch in preiswerte Karl-May-Taschenbücher aus dem Ueberreuter-Verlag steckte – die „grünen Bände“ waren mir damals, ehrlich gesagt, zu teuer –, hatte ich sie wieder in der Hand, diesmal gleich die Bände 56 bis 59 der „Gesammelten Werke“ im Quartett, „Der Weg nach Waterloo“, „Das Geheimnis des Marabut“, „Der Spion von Ortry“, „Die Herren von Greifenklau“. Meine Begeisterung hielt sich freilich in Grenzen: Einmal gelesen, dann im Bücherschrank abgelegt. Damals auch ein vorübergehender Abschied von Karl May.

Journalist bin ich geworden, habe in der Saarbrücker Zeitung bald die Landespolitik betreut, die Ministerpräsidenten Franz Josef Röder, Werner Zeyer, Oskar Lafontaine und Peter Müller nicht nur bei regionalen Polit-Heimspielen erlebt, sondern auch zu Papst Johannes Paul II. oder zu Erich Honecker begleitet. In der Samstagsausgabe der SZ gehörte ich zu den Hauptautoren einer Wochenendkolumne, für die ich ständig auf Themensuche war. Da fielen mir auch wieder Karl May und seine Erzählungen ein, in denen das Saarland und Lothringen erwähnt waren. Ich packte die vier Greifenklau-Bände ins Urlaubsgepäck, einen gelben „Stabilo-Boss“ dazu und untersuchte im „Hotel du Lac“ in Sirmione am Gardasee-Strand die Texte, markierte Seite um Seite, wo Bezüge zu unserer Großregion zu finden waren. Aus dieser Urlaubs-laune heraus entstand im May 1995 in der Kolumne „Von Woche zu Woche“ ein Text von mir mit der Überschrift: „Karl May – Auch die Saar-Lor-Lux-Region im Visier“. Denn ein Hauptort der Handlung dieser Erzählung lag wenige Kilometer von der Grenze des Saarlandes entfernt in der Nähe von Thionville, das fiktive Schloss Ortry. Dort liefen die Fäden einer Familien-Saga zwischen deutsch-französischem Krieg und Frieden zusammen. Kaiser Napoleon

Bonaparte, Feldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher, Kaiser Napoleon III. oder Reichskanzler Otto von Bismarck spielen in diesen Romanen Nebenrollen, in denen eine Schiffsfahrt auf der Mosel von Koblenz bis Trier bei einem Gewitter-Sturm spektakulär in einer Katastrophe endet oder ein Zug bei Diedenhofen heimtückisch zum Entgleisen gebracht wird. Nancy, Metz, Bernkastel oder Simmern im Hunsrück finden Erwähnung. Dass Maréchal Michel Ney in Saarlouis geboren ist, kann man nachlesen. Von einem „Vorpostenscharmützel bei Saarbrücken“ oder „Kämpfen bei Wehrden“ ist ebenso die Rede wie von Niederlagen der französischen Seite in Saargemünd oder Forbach. Damals zitierte ich auch Altmeister Rudolf Augstein, der über Karl May einmal zu dem Befund gekommen war: „Tatsächlich stand er gegen Rassismus, Kolonialismus, Imperialismus, war auf seine verschwörerische Art Pazifist, gelegentlich auch projüdisch.“ Im Magazin „Der Spiegel“ hatte der Journalist Rudolf Augstein in einer Titelgeschichte die Versuche der Nationalsozialisten und von Adolf Hitler aufgegriffen, das Gedankengut des Volksschriftstellers vom „Edelmenschen“ für ihre Zwecke, für die Nazi-Ideologie nämlich, zu vereinnahmen und zu missbrauchen.

Im Oktober 2000 habe ich dann erneut in der Kolumne „Von Woche zu Woche“ die Greifenklau“-Romane aufgegriffen. Meine Überschrift damals: „Spuren von Karl May führen auch ins Saarland“. Dabei habe ich die Text-Bezüge aus den Erzählungen rund um Ortry noch angereichert mit Hinweisen auf die „Saarbrücker Zeitung“, die mehrfach im „Karl-May-Filmbuch“ zitiert worden ist, in dem der Karl-May-Verlag 1998 auch in der grünen Aufmachung vor allem die insgesamt 17 Streifen aus den Jahren 1962 bis 1968 mit den Hauptdarstellern Pierre Brice, Lex Barker, Stewart Granger, Marie Versini oder Karin Dor gewürdigt hat. Noch einmal habe ich im August 2006 in die Tasten gegriffen: In der Kolumne „Wochenschau“ habe ich unter der Überschrift „Karl May hat auch Saar-Lor-Lux gekannt“ weitere Orte genannt, die ich bei Karl May entdeckt hatte: Weiskirchen und Mettlach, Traben-Trarbach und

Kaiserslautern, Karthaus und Sierck, Verdun und Nennig. Wetten, dass die meisten Bewohner der Städte und Gemeinden aus dem Saarland, aus Rheinland-Pfalz, aus Lothringen und aus dem Großherzogtum Luxemburg den Kopf schütteln werden, wenn sie gesagt bekommen, dass ihre Heimatorte im Werk des Schriftstellers Karl May auftauchen?

Die Resonanz auf diese aus dem Bauch geborenen Anmerkungen hat mich überrascht, mir aber zugleich gezeigt, dass ich bei weitem nicht der einzige Zeitgenosse bin, der sich nicht schämt und traut, einen Schriftsteller zu lesen, dem Edelkitsch und andere literarische Minderwertigkeiten zur Last gelegt und unterstellt werden. So freute sich Christa Caspari, Leiterin einer Grundschule in St. Wendel, dass ich in einem weiteren Text unter der Überschrift „Schon Karl May wusste zur Schulpolitik Rat“ im August 2001 skeptische Äußerungen zum Lehrer-Beruf aus Band 24 der Gesammelten Werke („Weihnachten im Wilden Westen“) zitiert hatte. Sie schrieb damals: „Dieser Beitrag von Alfred Schön hat mir zum ersten Mal richtig gut gefallen.“ Nicht ein kluger Leitartikel also, sondern mein Rückgriff auf Karl May. Und ein weiterer Leser der SZ, Hans-Peter Riotte aus Wallerfangen, hat mir immerhin bescheinigt, dass die Wahl meiner Urlaubs-Lektüre „mit Alters-Verrücktheit nichts zu tun hat“. In seinem Ferien-Gepäck befanden sich nämlich die Bände 51 bis 55 der Gesammelten Werke, in denen es um die Abenteuer des Dr. Karl Sternau rund um „Schloss Rodriganda“ geht. Herr Riotte hat mir damals versichert, dass er die Greifenklau-Folgen im nächsten Urlaub lesen wollte. Ob er es getan hat, weiß ich freilich nicht.

Das Strickmuster von „Die Liebe des Ulanen“ durchzieht übrigens viele Texte von Karl May, diesmal über mehrere Generationen. Im Mittelpunkt steht die Familie von Greifenklau (oder von Königsau, wie der Name im Original-Text heißt, den ich mir erst später bei „Weltbild“ angeschafft habe). Die von Greifenklaus übernehmen die Funktion eines Old Shatterhand, Kara Ben Nemsi oder Karl Sternau, sind das berühmte „Ich“. Das drollige Kerlchen, in Sam

Hawkens oder Hadschi Halef Omar besonders eindrucksvoll verkörpert, ist diesmal der bauernschlaue Tiermaler Hieronymus Aurelius Schneffke, als „Feldweibel Pudding“ menschlich gezeichnet. Dazu kommt das bekannte Motiv der Familienzusammenführung, das etwa auch die „Old Surehand“- oder die „Adlerhorst“-Bände durchzieht. So finden sich in den „Greifenklau“-Texten die Zwillingsschwestern Nanon und Madelon Köhler genauso wie die Zwillingsbrüder Fritz Schneeberg und Graf Bernard de Caligny. In Band 15 der Gesammelten Werke sind es die Brüder Fred und Leo Bender, als „Old Surehand“ und „Apanatschka“ bekannt. Auch diese beiden Brüder kämpften direkt gegeneinander, einer hätte den anderen fast getötet – bei Fritz Schneeberg und Graf Caligny taucht das gleiche dramaturgische Motiv auf. Das Spiel mit Namen in unterschiedlichen Sprachen treiben Karl May und die Verlagslektoren diesmal besonders ergiebig, indem sie den Vater von Baron Gaston Bas-Montagne als Herr Untersberg und den Adligen als Mister Deephill präsentieren. Die Rolle des Oberschurken à la Santer übernimmt Albin Richemonte. Dazu sind mehrere deutsch-französische Liebesbeziehungen eingebaut, wobei Margot Richemonte, die spätere Frau von Greifenklau und Schwester des Oberschurken, auch als letzte Liebe des großen Korsen in den Roman eingeht. Die Greifenklau- oder Königsau-Bände erscheinen mir durchkomponiert und -redigiert, tragen nicht den Makel in sich, wie ich ihn etwa bei „Winnetou II“ und „Winnetou III“ empfinde, wo in sich abgeschlossene Texte einigermaßen beziehungslos aneinandergereiht sind und bei denen der Durchgriff eines Lektors gut getan hätte.

Liebe Freunde von Karl May,

ich bin mir sicher, dass ich diesem interessierten Kreis heute wenig Neues aufzeigen konnte. Wenn ich vermitteln durfte, dass der Facetten- und Phantasie-Reichtum eines Karl May sich nicht auf die Einordnung als „Genialer Spinner“ und „Lügenbold“ reduziert, dass auch ein Journalist aus seinen Texten Honig

saugen kann, bin ich zufrieden. Ich bedanke mich jedenfalls für Ihre Aufmerksamkeit.

## 1. gelesene Textstelle:

(1. Kapitel; Zwei Gegner)

Der Moseldampfer, welcher des Morgens halb sieben Uhr von Koblenz abfährt, um nach einem Übernachten in Traben-Trarbach die Passagiere nach Trier zu bringen, hatte Zell verlassen und arbeitet sich von neuem auf den Wellen des herrlichen Stromes aufwärts.

[...]

Fritz war nicht mehr zu sehen; der dichte Regen erlaubte Müller nicht, weit zu sehen; doch hatte er keine Sorgen um ihn, da jener ein ausgezeichnete Schwimmer war. Zwar waren die Ufer nicht mehr zu erkennen, aber wenn er sich nur immer so viel wie möglich links hielt, mußte er bald landen können.

So vergingen fünf Minuten, bis die phantastischen Gestalten alter Weiden im Guß des Regens auftauchten. Müller stieß noch einige Male kräftig aus und kam an das Ufer. Aber er mußte sich an den überhängenden Zweigen festhalten, um nicht fortgerissen zu werden. Es kostete ihn sehr große Anstrengung, festen Fuß zu fassen, ohne seine süße Bürde zu verlieren.

Nach mühevoller Landung legte er sie in das Gras nieder, um einige Augenblicke auszuruhen. Da lag sie bleich und regungslos. Das nasse Gewand legte sich herrlich an die nassen Glieder und ließ die Formen derselben so deutlich erscheinen, als ob sie unbedeckt seien. Müller achtete nicht auf den Regen; er vergaß das Brausen und das Brüllen des Wassers; er sah nur die Heißgeliebte vor sich. Er ließ sich neben ihr nieder, nahm ihren Kopf in den Arm und legte seine Lippen auf den Mund, welcher, leise geöffnet, die köstlichen Zahnperlen sehen ließ. Er küßte, küßte und küßte sie wieder und immer wieder, bis er fühlte, daß ihre Lippen warm wurden.

Da schlug sie langsam die Augen auf; ihr matter Blick ruhte auf ihm mit einem Ausdruck, als ob sie sich im Traum befinde. Der Sturm machte eine kurze Pause, und da klang es aus ihrem Munde:

„Richard!“

[...]

## 2. gelesene Textstelle:

[...]

Der Fremde hatte bisher Emma gemustert. Ihre Erscheinung machte einen augenblicklichen, unmittelbaren und tiefen Eindruck auf ihn. Sie war schön. Sie glich ganz der Figur eines Germaniabildes. Sie saß da so rein, so mild und doch so selbstbewußt und kräftig. Er konnte das Auge nicht von ihr wenden.

Und ihr erging es mit ihm fast ebenso. Dieses Eigenartige in seiner Erscheinung frappierte sie. Er hatte etwas Leidendes und doch auch wieder Trotziges an sich und war dabei ein selten schöner Mann. Auf sein Alter hin taxierte sie ihn gar nicht. Ein Mann fragt sich beim Anblicke einer Dame fast stets, wie alt sie ist. Eine Dame thut dies einem Herrn gegenüber nicht, wenigstens nicht sogleich. Sie läßt das Wesen und nicht das Alter auf sich einwirken. Ein junger Backfisch kann sich sterblich in einen silberhaarigen Mann verlieben.

So trafen und begegneten sich ihre Blicke, bis Emma sich an Madelon mit der Frage wendete: „Wie heißt die nächste Station?“

„Wellen, mein Fräulein,“ antwortete schnell der Fremde. „Ueber Karthaus sind wir bereits hinweg.“

„Ich danke Ihnen, Monsieur!“

Sie verneigte sich bei diesen Worten leicht. Er zog sogleich sein Täschchen und reichte ihr eine Visitenkarte. Sie las den Namen „Benoit Deep-hill, New Orleans.“

Auch sie griff in ihr Täschchen. Aber durfte sie ihren wirklichen Namen merken lassen? Es war leicht möglich, daß dieser Herr nach Thionville ging oder gar mit Ortry in Beziehung stand. Sie hatte noch die Karte einer Freundin, einer Engländerin, bei sich und reichte ihm diese hin. Er las: „Miß Harriet de Lissa, London.“

„Ah, Sie sind Engländerin, Mademoiselle?“ fragte er, sichtlich erfreut über diese Entdeckung.

„Ja,“ antwortete sie, indem sie leicht erröthete.

[...]

Sie spielte mit seiner Karte; dabei entglitt dieselbe ihrer Hand, ohne daß er es bemerkte. Fritz sah es und bückte sich rasch, um sie diensteifrig aufzuheben. Dabei fiel sein Auge auf den Namen. Er machte eine Bewegung der Verwunderung und gab die Karte dann zurück. Der Fremde war nun doch aufmerksam geworden; er bemerkte den Blick, welchen Fritz auf ihn warf, und zuckte, aber kaum bemerkbar, die Achseln. Das konnte der ehrliche Wachmeister nicht auf sich sitzen lassen.

„Entschuldigung!“ sagte er. „Ist das Ihre Karte, Monsieur?“



„Wessen sonst?“ antwortete der Gefragte rau.

„Sie heißen wirklich Deep-hill?“

„Ja.“

„Sie kommen aus New Orleans?“

„Ja. Aber was berechtigt Sie zu diesen Fragen?“

[...]

„Ich habe Sie gesucht, und jedenfalls ist es ein Glück für Sie, daß ich Sie gefunden habe.“

Der Amerikaner konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

„Ein Glück für mich?“

„Ja.“

„Daß ich Sie treffe?“

„Allerdings.“

„Das ist ja interessant! Sie haben meine Karte gelesen. Darf ich wissen, wer Sie sind, Monsieur?“

„Eine Karte kann ich Ihnen nicht geben. Mein Stand rechnet solche Dinge zu den Luxussachen; aber sagen kann ich Ihnen, daß ich als Kräutersammler bei Doctor Bertrand in Thionville engagirt bin.“

Das Erstaunen des Fremden verdoppelte sich. Sein südliches Wesen, welches gewohnt war, sich rücksichtslos ganz so zu geben, wie es war, konnte auch hier nicht widerstehen.

„Glückliches Land, wo die Kräutersammler erster und zweiter Classe fahren können und dürfen,“ sagte er.

„Das gebe ich zu. In anderen Ländern fahren flüchtige Bankdirectoren und ruinierte Oelprinzen erster Classe, Monsieur. Uebrigens ist zwischen einem Pflanzensammler und einem Dollarsammler kein gar so großer Unterschied. Es muß eben jeder Mensch das Recht haben, seine eigenen Liebhabereien derjenigen anderen Leute vorzuziehen. Meine Passion ist nun einmal das Pflanzensuchen und das ist ein großes Glück für Sie.“

„Aber Sie glauben wohl, daß ich das nicht begreife?“

„Ich glaube es und fordere daraus für mich das Recht und die Pflicht, mich Ihnen zu erklären. Nicht wahr, Sie werden in Ortry erwartet?“

„Ja.“

„Von dem Capitän Richemonte?“

„Ja.“

„Sie kommen im Interesse Frankreichs?“

„Monsieur, eine solche Frage darf ich Ihnen nicht gestatten, zumal Sie kein guter Franzose zu sein scheinen.“

„Ich sympathisire mit allen braven Franzosen, mein Herr! Sie tragen Millionen bei sich?“  
Der Amerikaner fuhr überrascht zurück.

„Wer sagt das?“ fragte er.

„Ich weiß es. Wollen Sie es bestreiten?“

„Ich kann es zugeben und dennoch bestreiten. Warum beschäftigen Sie sich mit dieser Thatsache?“

„Weil dieselbe für Sie verhängnisvoll werden kann; denn sie kann Ihnen das Leben kosten.“

„Herr, Sie scherzen!“

„Ich spreche im vollsten Ernste.“

„Wie kommen Sie zu Ihrer Behauptung?“

„Ich weiß ganz genau, daß man Sie tödten will, um Ihnen Ihr Geld abzunehmen.“

„Ah! Das sollte Einem doch schwer werden.“

„Auch Zweien oder Dreien?“

„Ich bin bewaffnet!“

„Was hilft Ihnen ein Revolver gegen die List und einem plötzlichen unerwarteten Ueberfall?“

„Das ist wahr. Aber wer ist es, der mich tödten will?“

[...]

„[...] [Und] wie haben Sie von dem Anschläge erfahren?“

„Ich befand mich gestern Abend im Walde. Ich hatte mich verspätet und belauschte zufällig das Gespräch zweier Männer, welche in meine Nähe kamen. Sie sprachen davon, daß ein Master Deep-hill aus New Orleans heute mit dem Mittagszug in Thionville eintreffen werde und Millionen bei sich trage. Sie redeten von einem Messerstiche, einem Griffe an die Kehle. Der Raub sollte getheilt werden. Sie sprachen ferner von einem Dritten, der bereits vor ihnen an Ort und Stelle sein sollte.“

„An welcher Stelle?“

„Das weiß ich leider nicht. Das Gespräch bewegte sich meist in Ausdrücken, welche mich vermuthen ließen, daß der Plan bereits in's Einzelne vorher besprochen worden war.“

„Haben Sie nicht sofort die Polizei benachrichtigt?“

[...]

„Konnte sie mehr thun, als das, was ich gethan habe, nämlich Ihnen entgegen zu fahren, um Sie zu warnen?“

„Aber man könnte die Kerls ergreifen.“

„Das können wir jetzt wohl auch noch.“

„Mir ist es ein Räthsel, wie diese Strolche erfahren haben können, daß ich mit Millionen komme. Nur zwei Personen haben davon gewußt.“

„Ich kenne diese Beiden.“

„Wirklich? Wer sind sie?“

„Der alte Capitän und Graf Rallion.“

„Monsieur, wenn Sie das wissen, so sind Sie ganz sicher Einer der Unserigen!“

[...]

„[...] Aber wie haben die Leute, von denen Sie sprachen, von mir erfahren können? Richemonte und Rallion sind Beide verschwiegene Charakter!“

„Vielleicht sind sie belauscht worden!“

„Das ist das Wahrscheinliche.“

„Ich denke es auch.“

„Aber der Ort, der Ort, an welchem ich überfallen werden soll! Das wäre die Hauptsache! Haben Sie darüber gar keinen Wink aufgefangen?“

„Hm! Man sprach von einem Bahnwärter.“

„Bahnwärter giebt es auf der Strecke, nicht aber auf dem Bahnhofe. Giebt es zwischen Thionville und Ortry dergleichen Beamte?“

„Nein. Es giebt da keine Bahn.“

„Sonderbar! In welcher Weise wurde dieses Bahnwärters Erwähnung gethan?“

„Die Beiden wollten zu ihm gehen und sich mit ihm unterhalten, um dann beweisen zu können, daß nicht sie die That begangen hätten.“

„Und doch wollten sie mich berauben.“

„Es schien ganz so, als ob vor der Beraubung schon etwas zu geschehen habe. Die beiden Männer schienen anzunehmen, Sie bereits in einem Zustande zu finden, welcher die Beraubung erleichtert! Für den Fall, daß Sie noch lebten, wurde der Messerstich und der Griff an die Gurgel erwähnt.“

Da erbleichte der Amerikaner.

„Herrgott!“ rief er entsetzt. „jetzt wird es licht; ich beginne zu ahnen! Aber das wäre ja fürchterlich!“

„Was, was, was?“ Fragen die Drei wie aus einem Munde.

„Sollte der Dritte, von dem Sie sprechen, den Zug entgleisen lassen wollen?“

Da fuhr Fritz auf, daß er mit dem Kopfe an die Decke stieß und rief:

„Das ist's, das ist's. Er will Steine auf die Schienen legen. Die beiden Anderen kommen wie ganz zufällig hinzu. Wagen werden zertrümmert, Menschen verwundet und getötet. In der dabei entstehenden entsetzlichen Verwirrung ist es nicht schwer den Amerikaner herauszufinden. Man nimmt ihm die Brieftasche aus dem Rocke. Ist er todt, so geht das sehr leicht; ist er nur verwundet, so genügt ein Druck auf die Gurgel, ihn vollends kalt zu machen!“

Die Damen waren sprachlos vor Schreck gewesen. Jetzt aber rief Emma:

„Jetzt gilt es zu handeln! Man darf um Gottes Willen keine Zeit verlieren. Wo befinden wir uns?“

Fritz riß sein Fenster hüben und der Amerikaner das seinige drüben auf.

„Königsmachern ist schon vorüber!“ rief der Erstere.

„Wie viele Stationen haben wir noch?“

„Königsmachern ist die letzte vor Thionville. Wenn etwas geschieht, so geschieht es hier, bald, gleich. Wo ist die Notleine? Wir müssen ein Zeichen geben!“

Er langte hinaus, Deep-hill drüben. Sie fanden die Leine nicht.

„Auf mit den Coupees!“ sagte Fritz. „Ich laufe auf dem Trittbrett hin.“

Er langte zum Fenster hinaus und öffnete die Thür. Der Amerikaner that auf der anderen Seite ganz dasselbe. Sie traten auf die Trittbretter hinaus, und ganz in demselben Augenblicke ertönte von der Maschine das schrille, bekannte und entsetzliche Nothund Warnungssignal. Der Zug passierte eine Curve. Fritz befand sich an der inneren Seite derselben und konnte in Folge dessen einen Theil der Bahnstrecke, welche vor der Maschine lag, übersehen.

„Herrgott, Steine, große Steine auf den Schienen!“ rief er. „Der Zug kann bis dahin nicht halten. Es giebt ein entsetzliches Unglück. Monsieur, hinaus mit den Damen! Abspringen und sofort zur Seite eilen!“

Er langte in das Coupee, erfasste Madelon und riß sie hinaus. Er war stark und sie schwächig und nicht schwer. Er that einen Satz vorwärts. Er gelang. Noch einige Sprünge, und er rutschte mit dem Mädchen die hohe Böschung hinab.

Der Amerikaner war eben so geistesgegenwärtig und entschlossen wie der Deutsche.

„Heraus, Miß!“ rief er.

Emma erkannte, daß es keine andere Rettung gäbe und überließ sich seinem Arme. Er war nicht von riesenhaftem Körperbaue, aber er entwickelte in diesen Augenblicken eine Riesenkraft. Die Maschine heulte; die Bremsen kreischten; die Räder brüllten. In den Coupes ertönten vielstimmige Rufe des Entsetzens. Deep-hill umfasste Emma mit seiner Linken, hielt sich mit der Rechten an der Griffstange fest, holte aus und that den entscheidenden Sprung. Er

kam auf die Füße, knickte zwar unter seiner Last zusammen, raffte sich aber sofort wieder empor und schoß mit ihr die hohe Böschung des Dammes hinab.

Es geschah dies keine Sekunde zu früh!

Ein Krach, ein fürchterlicher, entsetzlicher Krach, als seien Berge von Erz und Stein zusammengebrochen, ertönte. Ein rasendes Rollen, Pfeifen, Heulen, Wogen, Dröhnen und Stampfen folgte. – Das Entsetzliche war geschehen: Der Zug war entgleist und krachte, sich überstürzend, den Damm hinab.

Was nun geschah läßt sich unmöglich beschreiben. Ein ganzer Berg von Trümmern bedeckte die Stelle. Die Wagen hatten sich geschlagen, waren in einander gerannt, lagen auf der Seite, auf dem Rücken oder standen hinten oder vorn in die Höhe.

Von Menschenstimmen war wohl eine Minute lang nichts zu hören. Dann aber begann ein Wimmern, Stöhnen, Rufen, Schreien, Heilen, Beten und Brüllen, welches einer jeden Schilderung spottet. Hart hinter der Unglücksstelle waren zwei Paare zu sehen, das eine auf der rechten und das andere auf der linken Seite des Dammes. Emma lag ohnmächtig im Grase und der Amerikaner kniete bei ihr. Hat sie Schaden genommen? Fragte er sich. Er hoffte jedoch, diese Frage mit Nein beantworten zu können. Er öffnete ihr das Kleid, damit die Lunge freiere Bewegung erhalten möge. Dabei sah er, von welcher Schönheit das reizende Mädchen war.

„Herrlich, herrlich!“ flüsterte er. „So vollkommen, so tadellos kann eben nur eine Engländerin sein! [...] Könnte ich die Liebe dieser Göttin erringen!“

Und auf der anderen Seite kniete Fritz bei Madelon. Auch sie hatte die Augen geschlossen, öffnete sie aber jetzt und blickte verwirrt um sich.

„Lebe ich noch?“ fragte sie.

„Ja, Sie leben, Fräulein,“ antwortete Fritz. „Wir sind der Gefahr noch im letzten Moment entronnen. Gott sei Dank für diese Rettung!“

„Und wo ist Fräulein Emma?“

„Drüben auf der anderen Seite jedenfalls.“

„Ist auch sie gerettet?“

„Ich hoffe es.“

„Sie hoffen es nur? Sie wissen es nicht genau?“

„Nein, ich konnte ja noch nicht hinüber! Der Zug ist da drüben hinabgestürzt. Gott! Er wird sie doch nicht dennoch gepackt haben und zerschmettert haben!“

„Wir müssen sehen! Hinüber, hinüber!“

Sie hatte im Momente alle Spannkraft zurückerhalten. Sie klimmte mit einer Eile den Damm hinan, als ob sie nicht soeben den fürchterlichsten Schreck erlebt habe, den man sich nur denken kann.

Fritz vermochte kaum ihr zu folgen, hielt sich aber doch an ihrer Seite. Droben angekommen, erblickten sie die beiden Andern. Emma lag noch immer bewusstlos.

„Sie ist todt!“ rief Madelon erschreckt.

„Nein,“ antwortet der Amerikaner laut; „sie lebt; sie athmet! Kommen Sie!“

Jetzt ging es schnell hinab. Madelon kniete nieder, beschäftigte sich eine Minute mit der Freundin und sagte dann:

„Es scheint nur eine Ohnmacht zu sein. Lassen Sie uns allein, Messieurs. Ihre Hilfe wird auch anderweit gebraucht.“

„Das ist wahr. Kommen Sie!“ sagte Fritz.

Sie eilten der Schreckensstelle zu. Es war ein Anblick zum Grauen. Die Locomotive hatte sich tief in die Erde gewühlt. Sie zischte, dampfte und ächzte noch jetzt, wie ein sterbender Drache, der seine Wuth gefesselt fühlt. Die Körpertheile des Heizers und Maschinisten lagen in der Nähe, fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Auch in und bei den Waggons sah es fürchterlich aus. Die Geretteten und nur leicht Verwundeten hatten sich unter den Trümmern mühsam hervorgearbeitet; die Übrigen waren aber noch von den Lasten gebannt, die auf ihnen lagen. Die Un- und die Leichtverletzten begannen nun die Nachforschung nach den Armen, welche weniger glücklich gewesen waren. Fritz arbeitet mit dem Amerikaner Allen voran.

Da blickte er zufällig auf. Von weiter vorn kamen drei Männer gerannt, einer in der Uniform eines Bahnwärters, die beiden Andern in Civil.

„Monsieur,“ raunte er dem Amerikaner zu, „jedenfalls sind das die Beiden!“

„Ja, sie müssen es sein. Wir nehmen sie fest!“

„Aber auf frischer That.“

„Wieso? Die That ist vorüber und wird ihnen wohl kaum bewiesen werden können, wenn Sie sie nicht genau zu recognosciren vermögen.“

„Ihre Gesichtszüge habe ich nicht gesehen; aber dennoch werden wir sie überführen.“

„Auf welche Weise?“

„Haben Sie den Muth, den Todten zu spielen?“

„Das wäre nicht schwer; aber der Messerstich, der Griff an die Gurgel!“

„Pah! Ich werde sie scharf überwachen!“

„Gut! Dann habe ich Ihren Plan verstanden und bin bereit, ihn mit auszuführen.“

„Nehmen Sie vorher die Wertpapiere aus der Brieftasche.“

„Das ist nicht nötig. Diese teuflischen Schufte haben sich getäuscht. Meine Papiere haben nur in meinen eigenen Händen Werth. Selbst wenn ihnen der Coup gelungen wäre, hätten sie keine Centime erhalten.“

„Dann also rasch! Sie sind vorn bei der Locomotive, Sie aber, Monsieur, dürfen von ihnen vorher nicht bemerkt werden.“

„Wohin aber?“

„Hier in dieses Coupee erster Classe. Es ist ziemlich demolirt. Ich bedecke den Körper mit den Trümmern; so bemerkt man nicht, daß Sie unverletzt sind. Durch das Lampenloch von oben beobachte ich die Kerls. Thut Einer etwas nur im Geringsten Bedrohliches für Sie, so schieße ich ihn mit dem Revolver über den Haufen. Also hinein!“

Der Amerikaner kroch in das arg beschädigte Coupee, und Fritz bedeckte ihn mit den Trümmern, so daß nur der Kopf und ein Theil des Oberkörpers zu sehen war.

[...]

Fritz kroch auf den Wagen, [...], und zog den Revolver. Er konnte durch das Laternenloch Alles genau beobachten. Der Amerikaner lag wirklich wie eine Leiche unter den Trümmern. Sein Rock war vorn geöffnet, so daß man sehr leicht zur Tasche gelangen konnte.

[...]

Unterdessen hatte Emma von Königsau ihre Besinnung wieder erlangt. Es war ein wahres Wunder, daß es den Rettern der beiden Mädchen geglückt war, den gefährlichen Sprung vom Trittbreite herab ohne Schaden zu vollführen. Dies war nur dem Umstande zu verdanken, daß die Bremsen bereits gegriffen hatten und die Wagen also bereits langsamer gegangen waren. Als sie die Augen aufschlug, erblickte sie Madelon. Ein zweiter Blick zeigte ihr nach vorwärts die grässliche Verwüstung und sofort war ihr das letzte Erlebniß wieder gegenwärtig.

„Gott, mein Gott!“ rief sie. „Du bist gerettet!“

„Und Du auch!“ jubelte die Freundin. „Dem Allmächtigen sei Dank!“

[...]

(aus: Historisch-kritische Ausgabe der Werke Karl Mays (KMW) KMW II.12, S. 1617-1632)